

Lima Sayed

WEISSE HELDEN IM FILM

Der »White Savior Complex« –
Rassismus und Weißsein im US-Kino
der 2000er Jahre

Aus:

Lima Sayed

Weißer Helden im Film

Der »White Savior Complex« –

Rassismus und Weißsein im US-Kino der 2000er Jahre

September 2019, 344 S., kart., Dispersionsbindung

44,99 € (DE), 978-3-8376-4873-7

E-Book:

PDF: 44,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4873-1

Was der »Bechdel-Test« für die weibliche Filmfigur ist, liefert dieses Buch für Rassismus im Film. Lima Sayeds Untersuchung zeigt auf, wie die Themen, Formen und Aspekte von *Rasse* und Rassismus im US-amerikanischen Film der 2000er Jahre in stets wiederkehrenden Mustern zum Ausdruck kommen: Desolate, weiße Männer wandeln sich zu heldenhaften Rettern hilfloser rassifizierter Anderer und finden dabei Erlösung für sich selbst. Neben einer für die heutige Zeit notwendigen Revision des Bedeutungskomplexes Rassismus legt Lima Sayed Merkmale und Mechanismen frei, die wesentlich für das Verständnis des modernen Rassismus sind. Die Studie leistet damit sowohl einen Beitrag zu den Filmwissenschaften als auch zum gegenwärtigen neuen Rassismuskurs.

Lima Sayed (Dr. phil.), geb. 1979, promovierte im Fachbereich Amerikanistik an der Universität Hamburg und an der University of California, Riverside und war Stipendiatin der Stiftung der Deutschen Wirtschaft. Sie lebt und arbeitet in Hamburg.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4873-7

© 2019 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

1 Einleitung | 7

- 1.1 Die Besonderheit der Filme nach 2000 | 10
- 1.2 Analysegegenstand und Auswahlkriterien | 11
- 1.3 Theoretische Grundlagen – US-amerikanische Sinnkonstruktionen für kollektive Identität | 12
- 1.4 Schwerpunkt Rasse* und Rassismusforschung | 15
- 1.5 Methodische Durchführung der Arbeit | 22

2 Theoretischer Teil | 35

- 2.1 Begriffe und Theorien | 35
- 2.2 Von Rassismus zu *Whiteness* | 62
- 2.3 Filmtheorie | 97

3 Filmische Analysen | 125

- 3.1 Crash | 127
- 3.2 Monster's Ball | 170
- 3.3 Gran Torino | 197
- 3.4 The Visitor | 231

4 Analyseergebnisse | 247

- 4.1 Myth of Sameness – Die Phantasie von Gleichwertigkeit | 248
- 4.2 *Rassische* Zuschreibungen – Weiße Norm und nicht-weiße Divergenz | 251
- 4.3 Dialoge: Subjektivität – Objektivität | 254
- 4.4 Handlungsspielräume und Bewegungsfreiheiten | 256
- 4.5 Leid und die Verhandlung von Problemen | 259
- 4.6 Weiße Figur im Mittelpunkt | 262

5 Fazit | 275

- 5.1 It is not a black problem – it's an American problem | 275
- 5.2 Universalistische, individualistische und kollektivistische Ansätze im Konflikt | 277
- 5.3 US-amerikanische Identitätskonstruktionen: Bedeutung und Funktion von (Nicht-)Weißsein | 280
- 5.4 Schuld und Erlösung | 284
- 5.5 White Savior Film | 287
- 5.6 Ausblick | 291

6 Bibliografie | 295

Primärquellen | 295

Sekundärquellen | 295

Sequenzprotokolle | 313

Danksagung | 341

1 Einleitung

In terms of cinema, a dominant cultural institution, the meaning of race and the representation of identity impact our historical lives and future because, like race, cinematic representations, styles and stories are ubiquitous. Cinema is everywhere a fact in our lives, saturating our leisure time, our conversations, and our perceptions of each other and of self. Because of this, race in cinema is neither fictional nor illusion. It is real because it is meaningful and consequential; because it impacts real people's real lives. It is anything but trivial or inconsequential. We learn about other people, other cultures, ourselves by watching films over and over again – all too often without questioning what we see.

Bernardi 2001: xvi

Gibt es ein *post-racial*¹ Amerika? Viele US-Amerikaner² ebenso wie Beobachter weltweit sind unschlüssig angesichts dieser Fragestellung. In Zeiten, in denen der republikanische Präsidentschaftskandidat Donald Trump trotz oder gerade aufgrund von rassistischer Hetze zum Präsidenten gewählt wird; in denen sich Proteste und Ausschreitungen aufgrund der überproportional häufigen Tötung von Afroamerikanern durch weiße Polizisten mehren; in denen sich politische und wissenschaftliche Debatten über strukturelle Ungleichheiten und Rassismus in den USA entzünden, ist

-
- 1 Der Begriff „post-racial“ beschreibt ein Szenario, in dem rassistische Vorurteile und Diskriminierungen nicht mehr vorhanden sind. Im US-amerikanischen Kontext kam er kurz nach der Wahl Barack Obamas auf. Unterschiedliche Journalisten ließen verkünden, dass die USA mit der Präsidentschaft Obamas nun als *post-racial* zu verstehen seien (vgl. Dawson 2009).
 - 2 Der vereinfachten Lesbarkeit willen, wird in der vorliegenden Arbeit die (vermeintlich verallgemeinernde) männliche Form verwendet. Im Bewusstsein, dass Rassismus stets intersektional verschränkt mit Klassen- und insbesondere auch Geschlechterkategorien ist, wurde davon abgesehen eine geschlechtergerechte Sprache zu verwenden, um eine breitere Leserschaft anzusprechen..

diese Frage brisanter denn je. Dies gilt insbesondere für die erste Dekade des 21. Jahrhunderts, die in den USA im Zeichen politischer Wendepunkte und gesellschaftlichen Wandels steht: Die Anschläge vom 11. September 2001, die militärischen Einsätze im Irak und in Afghanistan, Hurrikan Katrina und nicht zuletzt die Finanzkrise haben die USA in ihren Grundfesten erschüttert.³

In diesem Jahrzehnt, das von grundlegenden Erschütterungen unterschiedlichster Art geprägt wurde, ist die Wahl Barack Obamas im Jahre 2008 zum ersten afroamerikanischen Präsidenten der USA eine ganz wesentliche Zäsur. Die Woge der Hoffnung und Zuversicht, die Obama zur Gallionsfigur für die USA als Land der unbegrenzten Möglichkeiten machte, wurde von vielen als ein Zeichen gedeutet, dass das Land seine lange Geschichte rassistischer Ungleichheiten überwunden habe. Der Mythos von Amerika als Versprechen von Freiheit, Gleichheit und Demokratie wurde durch Obamas Wahl von Neuem entfacht. Obgleich seine Präsidentschaft nicht ohne Weiteres mit dem Ende von Rassismus gleichzusetzen ist, kann sein Wahlsieg durchaus als Bekenntnis der US-Bevölkerung zu Vorstellungen von Kollektivität verstanden werden, die das Zusammengehörigkeitsgefühl der Nation seit ihren Anfängen schon idealisierten: Der Glaube an die USA als ein Land, das seine Stärke aus der Diversität schöpft. Obamas Wahl zum Präsidenten demonstriert insofern die Wirkungsmacht, die diese Ideale und Sinnentwürfe auch heute noch haben.

Aber können die USA tatsächlich ihre 500 Jahre währende Geschichte der Landnahme, Vertreibung, Ausbeutung und Ausgrenzung ebenso wie Rassismus und Segregation von Menschen auf der Basis rassistischer Logik überwinden und sich von der Vorstellung von Rasse*⁴ oder von Rassismus befreien? Die Botschaften und Bilder über die Bedeutung von Rasse* und Rassismus in den Vereinigten Staaten von Amerika sprechen eine deutliche Sprache. Obgleich diese Themen innerhalb der US-amerikanischen Bevölkerung sehr unterschiedlich aufgefasst werden, belegen unzählige Studien die Existenz von systemischem und institutionellem Rassismus in den USA (Barton/Coley 2010; Bertrand/Mullainathan 2004; Entman/Rojecki 2001; Oliver/Shapiro 1997; Pager/Sheperd 2008; Reskin 2012). Nicht-weiße US-Bürger sind in allen Lebensbereichen benachteiligt: Sei es die Diskriminierung auf dem Arbeits-

3 Darüber hinaus zeichnet sich dieses Jahrzehnt durch umfangreiche telekommunikative Entwicklungen und die starke Zunahme von Mobilität aus, was nicht zuletzt zu Komplexität und Beschleunigung von Lebenswelten und ihrer Wahrnehmungen geführt hat. Das Internet, digitale Medien und soziale Netzwerke haben Einzug in die Alltagswelt unzähliger Menschen gehalten und gleichzeitig zu einer weltweiten Vernetzung geführt.

4 Eine Ausführung der begrifflichen Problematik zwischen biologischer Kategorie und gesellschaftlicher Konstruiertheit erfolgt noch in diesem Abschnitt. Bis dahin wird der Begriff „Rasse“ mit einem * gekennzeichnet, um die semantische Unklarheit des Begriffs zu markieren.

markt, der eingeschränkte Zugang zu Bildung, ärztlicher Versorgung oder Rechtsschutz, bei der Vergabe von Krediten, die Segregation des Wohnraums, die Lebenserwartung oder auch die überproportionale Inhaftierung – nicht-weiße US-Amerikaner und vor allem Afroamerikaner und Latinos sind gegenüber Weißen kontinuierlich schlechtergestellt.⁵ Vor diesem Hintergrund erscheint die Vorstellung, dass die USA post-rassistisch seien, äußerst fragwürdig, wenn nicht gar absurd. Deshalb erscheint die Auseinandersetzung mit der Fragestellung angebrachter: Welche Rolle spielt Rasse* zu Anfang des 21. Jahrhunderts für die USA und wie wirkt sie sich auf die Konstruktion kollektiver Identität aus? Wie wird innerhalb einer heterogenen Bevölkerung wie in den USA überhaupt kollektive Identität geschaffen, insbesondere in Zeiten, die von soziopolitischen Turbulenzen geprägt sind?

Will man diesen Fragen nachgehen und die Bedeutung von Rasse* für die kollektive Identität in den USA erfassen, erweisen sich US-amerikanische Filme als geeigneter Untersuchungsgegenstand. Filmische Texte fungieren als Ausdrucksfläche gesellschaftlich zirkulierender Annahmen, Einstellungen und Tendenzen und können daher der interpretativen Freilegung soziokultureller Praktiken, Werte und Probleme dienen. Die US-amerikanische Filmindustrie spiegelt nicht nur gesellschaftliche Realitäten wider, sondern erschafft sie auch und macht sie auf ihre Weise einer umfassenden Zuschauerschaft zugänglich. Entsprechend erklärt der Kulturkritiker Henry Giroux die Wirkungsmacht von Film, indem er darlegt, dass der US-amerikanische Film nicht lediglich eine Kunstform sei: Aufgrund seiner fundamentalen pädagogischen und politischen Rolle für die Entwicklung von Werten und gesellschaftlichen Praktiken sei der Film eines der wirkungsvollsten Bildungswerkzeuge in einer von elektronischen Medien und visuellen Formen geprägten postmodernen Gesellschaft (Giroux 2002: 10).

Insbesondere für die Verhandlung von Rasse* und Identität ist das Medium Film aussagekräftig, da eine enge Verknüpfung von identifikatorischen Prozessen und rassistischen* Zuordnungen und Repräsentationen stattfindet. Ein Großteil der Vorstellungen, die über rassistisch*, religiös, sozioökonomisch oder sonstwie Andere gebildet werden, basiert nicht auf zwischenmenschlichen Erfahrungen, sondern auf medial vermittelten Vorstellungen. Die Mehrheit der US-Amerikaner entwickelt ihre Anschauungen über Rasse* ebenso wie die Beziehung zu rassifizierten Anderen vornehmlich durch Massenmedien, insbesondere durch Film und Fernsehen (vgl. Denzin 2002; Giroux 2002; Tatum 2014). Wie kaum ein anderes Medium bildet Film als Produzent kultureller Texte gesellschaftlich vorhandene Diskurse über Rasse* ab, definiert sie und führt sie fort. Dabei stellen Filme ein enormes Repertoire an expliziten und impliziten Informationen über rassifizierte Gruppen und ihre Verhältnisse untereinander zur Verfügung. Wie wir uns selbst und andere sehen, findet im Film

5 Für weitere Untersuchungen zu den Ungleichheiten siehe Goffman (2015) und Bonilla-Silva (2006).

seine Entsprechung. Es werden bestimmte Perspektiven und Positionen über rassifizierte Bevölkerungsgruppen wie beispielsweise *African-Americans*, *Asian-Americans*, Latinos ebenso wie Weiße vermittelt und autorisiert. Seit Anbeginn der US-amerikanischen Filmgeschichte war Rasse* integraler Bestandteil und Ausdruck sozialer Identität im Film, doch gerade in der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts durchlief der US-amerikanische Film signifikante Veränderungen.

1.1 DIE BESONDERHEIT DER FILME NACH 2000

Im klassischen Hollywoodkino wurden Helden und Antagonisten simplifiziert dargestellt. Der rassifizierte Andere wurde lange Zeit stereotypisiert und mit Minderwertigkeit, Gewalt, Bedrohung und anderen negativen Attributen versehen. Soziale Probleme wurden häufig auf individuelle Charaktere reduziert und Zuschauer wurden – unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit – ermutigt, sich mit weißen Protagonisten zu identifizieren.⁶

Dagegen scheint sich in jüngeren Filmproduktionen auf den ersten Blick abzuzeichnen, dass vereinfachte und klischeehafte Darstellungen überwunden seien und dass Filmfiguren demokratisiert werden. Die Filme der 2000er Jahre scheinen von Stereotypen durchsetzte Bilder rassifizierter Andersheit zu durchbrechen. Die Sprache rassifizierter Figuren und ihre spezifischen kulturellen Besonderheiten werden nicht lediglich als Mittel der Verfremdung eingesetzt, sondern haben ihre eigene Berechtigung. Ihre Einsichten und Positionen sind von Belang. In diesen Filmen werden Identifizierungsangebote gemacht, die über heterosexuelle, weiße, maskuline Figuren hinausgehen. Die zuvor verzerrte und unvollständige Darstellung wird nun sehr viel differenzierter. Die Amerikanistin Bärbel Tischleder fasst diese filmischen Neuerungen folgendermaßen zusammen:

„Im amerikanischen Gegenwartskino [...] ist die Zeit kruder Stereotypisierung vorüber; mehr noch: Afroamerikaner zählen heute zu den Schönen und Guten. Sie spielen kaum mehr Hausangestellte, Tölpel oder Kriminelle und dienen nicht mehr bloß der Unterstützung und Kontrastierung zentraler weißer Charaktere. In Hollywood regiert gegenwärtig die political correctness, und die läßt eine grobe Hierarchisierung von Schwarz und Weiß nicht mehr zu.“ (Tischleder 2001: 112–113)

6 Da die Forschungsliteratur hierzu sehr umfangreich ist, stelle ich an dieser Stelle lediglich eine kleine Auswahl zur Verfügung, die das Gesagte belegt: Wiegmann (2000); Bogle (2001); Berg (2002); Giroux (2002), Eder (2008); Benshoff/Griffin (2009); Bernardi (2009).

Die 2000er Jahre haben unzählige Filme hervorgebracht, in denen der klassische amerikanische Filmheld nicht mehr weiß ist. In der Dekade, in der zum ersten Mal ein schwarzer Präsident in den USA gewählt wurde, häufen sich Darstellungen nicht-weißer Helden, die (bisweilen mit fast überirdischen Kräften ausgestattet) ihre Mitmenschen, das amerikanische Volk oder die Welt aus Misere befreien.⁷ Tatsächlich entstanden auch zahlreiche Filme, die sich intensiver mit Fragen der Zugehörigkeit und Identität auseinandersetzen, als in vorangegangenen Jahrzehnten. Diese Filme enthielten eine veränderte Art der Herangehensweise an die Themen Rasse* und Rassismus, was beispielsweise anhand der Multiplikation von Perspektiven in multinarrativen Filmstrukturen ersichtlich wird. Nicht zuletzt die Tatsache, dass in diesem Jahrzehnt mehr afroamerikanische Schauspieler und Schauspielerinnen mit Oscars ausgezeichnet wurden als in der gesamten Geschichte der *Academy Awards*, spiegelt filmische und gesellschaftliche Veränderungen wider.⁸

1.2 ANALYSEGEGENSTAND UND AUSWAHLKRITERIEN

Diese filmischen Veränderungen werfen die Frage auf, ob seit der Jahrtausendwende zumindest im Film rassistische Strukturen überwunden werden oder, anders gesagt, ob sich die *post-racial society* im Film manifestiere. Haben sich filmische Muster tatsächlich gewandelt oder finden sie lediglich unter anderen Vorzeichen statt? Die vorliegende Arbeit möchte diesen Fragen nachgehen und Repräsentationen der Identitätsstiftung in US-amerikanischen Filmen untersuchen, die zwischen den Jahren 2000 und 2010 produziert worden sind.

Gegenstand der Analyse sind Filme, die direkte Bezüge zu kollektiven und pluralistischen Identitätskonstruktionen in den USA enthalten. Inhaltlich befassen sich diese Filme mit Begegnungen rassistisch* differenter Bevölkerungsgruppen sowie der zum Teil konflikthaften Auseinandersetzung zwischen ihnen. Aus einer großen Reihe von Filmen, auf die diese Beschreibung zutrifft, wurden die Filme *MONSTER'S BALL* (2001), *CRASH* (2004), *THE VISITOR* (2007) und *GRAN TORINO* (2008) ausgewählt.⁹

7 Es handelt sich hierbei um Mainstream-Filme wie beispielsweise *I Robot* (2004), *I Legend* (2007), *Hancock* (2008), *The Pursuit of Happiness* (2006), *7 Pounds* (2008), *Flight* (2012), *Deja Vu* (2006), *The Book of Eli* (2010) oder *The Blind Side* (2009).

8 In den sieben Jahrzehnten zwischen 1930 und 1999 gab es insgesamt sechs Auszeichnungen für Afroamerikaner in den Kategorien beste Haupt- und Nebendarsteller. Dagegen gewannen allein in den 2000er Jahren neun afroamerikanische Schauspieler in diesen Kategorien.

9 Andere Filme, die zur Untersuchung hätten dienen können, wären *Babel* (2006), *Syriana* (2005), *Lions for Lambs* (2007), *Traffic* (2000), *21 Grams* (2003) und *Crossing Over* (2009) gewesen.

Bezeichnend für diese Filme ist, dass sie Themen wie Zugehörigkeit zur US-amerikanischen Gesellschaft explizit verhandeln und sich mit Fragestellungen über die Daseinsberechtigung, soziale Präsenz und nicht zuletzt damit auseinandersetzen, was eine amerikanische Identität ausmache. Es handelt sich um Filme, in denen zwischenmenschliche Beziehungen sowohl von ihrer problematischen als auch einvernehmlichen Seite betrachtet werden. Sie enthalten Darstellungen von rassistisch* Anderen, die das Fremde oder Andere nicht lediglich als Abziehbilder von exotischen Anderen stilisieren, sondern zur Reflexion und politischen Auseinandersetzung anregen.

Sie decken ein weites Spektrum ab, was den Bekanntheitsgrad der Filmschaffenden, aber auch der Schauspieler, die Produktionskosten oder auch den wirtschaftlichen Erfolg der Filme betrifft. Auch hinsichtlich der filmischen Narrative bestehen sehr große Unterschiede zwischen den Filmen. Sie handeln von Liebesbeziehungen (THE VISITOR, MONSTER'S BALL), Freundschaften (GRAN TORINO, THE VISITOR), urbaner Bandengewalt und Kriminalität (CRASH, GRAN TORINO) oder stellen multinarrative Ensemble-Filme dar (CRASH). Diese Filme sind mit Ausnahme der unabhängigen Filmproduktion THE VISITOR und MONSTER'S BALL im Mainstream-Kino angesiedelt, heben sich jedoch gleichzeitig von klassischen Entertainment-Produktionen ab, indem sie eine zum Teil starke Skepsis gegenüber der US-amerikanischen Idee und ihren vorherrschenden Werten zum Ausdruck bringen. Mit ihren gesellschaftskritischen Stellungnahmen und ihrem Gegenwartsbezug brechen sie auf den ersten Blick mit inhaltlichen und filmästhetischen Konventionen ihrer Zeit.

1.3 THEORETISCHE GRUNDLAGEN – US-AMERIKANISCHE SINNKONSTRUKTIONEN FÜR KOLLEKTIVE IDENTITÄT

Aus konstruktivistischer Sicht kann kollektive Identität nicht als eine objektive, statische oder allumfassende Kategorie verstanden werden, die sich mit einer einzigen Definition zusammenfassen lässt, noch ist sie etwas, das ohne Weiteres durch konkrete Weltanschauungen oder Wertvorstellungen bestimmt oder entdeckt werden kann. Vielmehr unterliegen Identitätskonstruktionen stetem Wandel. Innerhalb historischer und kultureller Diskurse sind sie von einer Vielzahl von Komponenten abhängig. Sie äußern sich in Form von Narrativen, Traditionen, Riten, Mythen und Phantasien. Sie kommen in verschiedenen Arten der Wissensproduktion und in Form von kultureller Symbolik zum Ausdruck (vgl. Gentz 2006; Bernardi 2001). So werden Identitäten permanent und überall verhandelt und mit unterschiedlichen Motivationen und Zielsetzungen definiert.

Dies gilt insbesondere für die Konstruktion kollektiver Identitäten im US-amerikanischen Kontext, die historisch als beispiellos und einzigartig erachtet werden.

Eine Besonderheit der Verhandlung von kollektiver Identität in den USA ist, dass diese unweigerlich zu der – historisch tradierten – Vorstellung der *nation of immigrants* führt, die nicht nur das US-amerikanische Selbstbild, sondern auch die internationale Wahrnehmung prägt. Wie kaum eine andere Nation wurden die Vereinigten Staaten von Amerika als Sinnbild kultureller und religiöser Diversität assoziiert, wenngleich es genügend andere Nationen gibt, zu denen diese Zuschreibung weitaus besser passen würde.¹⁰ Nicht ohne Grund sind Metaphern und Sinnbilder wie *melting pot*, *salad bowl*, (*cultural*) *mosaic* und *kaleidoscope* entstanden, die die unterschiedlichen Interpretationen einer aus Einwanderern zusammengesetzten Gesellschaft versinnbildlichen sollen.¹¹ Ebenso sind Begriffe wie Pluralismus oder Multikulturalismus als wesentliche Bestandteile des US-amerikanischen Selbstverständnisses anzusehen. Denn sie stellen den Versuch dar, einen hochkomplexen Gegenstand wie die Konstruktion von Identitäten mit simplen Erklärungsmustern zu deuten.

All diesen sinnbildlichen Begriffen liegt laut Han (2000) die ideologische Vorstellung zugrunde, dass ein Großteil der Immigranten der USA sich vollständig in eine einheitliche – verschiedene ethnische, rassische* und kulturelle Unterschiede umfassende – amerikanische Gesellschaft integrieren und sogar assimilieren könne. Diese Idee der kulturellen Einheit, die die US-amerikanische Einwanderungsgeschichte bis in die 1950er Jahre prägte, steht jedoch im Widerspruch zur regionalen, ethnischen und kulturellen Vielfalt und lässt die daraus resultierende Konflikthafigkeit im Zusammenleben außer Acht, ebenso wie den „Druck zur Anglo-Konformität, der aufgrund der Dominanz einer anglo-amerikanischen Mehrheit und ihrer Wertvorstellungen einseitige und vollständige kulturelle Assimilation und Integration erzwingt“ (Böker 2007: 55f.). Trotz aller Popularität und Wirkungsmacht dieser sinnbildlichen Vorstellungen handelt es sich bei ihnen um stark idealisierte und mythisierte Identitätskonstruktionen, die wenig mit US-amerikanischen Wirklichkeiten zu tun haben. Sie stehen im Widerspruch zum immensen assimilatorischen Druck und zu der Gewalt, die mit der Entstehung des US-amerikanischen Nationalstaates

10 Mel van Elteren weist in „Imperial Gestures in Portrayals of U.S. Culture as a ‚Universal Culture‘“ darauf hin, dass Nationen wie Brasilien und Mexiko als sehr viel heterogener hinsichtlich ihrer Zusammensetzung der Bevölkerung und kultureller Vielfalt betrachtet werden müssen (2006: 213f.).

11 Für die vorliegende Forschungsfrage wird davon abgesehen, diese einzelnen Metaphern begriffsgeschichtlich zu erfassen. (Für weitere Literatur siehe Ansell 2013; Paul 2014; Wersich 2013) An dieser Stelle ist lediglich zu berücksichtigen, dass die Schmelztiegel-Metaphorik im 20. Jahrhundert zunehmend zurückgewiesen wurde: Das Verhältnis ethnischer Kulturen in Amerika müsse eher als Mosaik oder *salad bowl* umschrieben werden, also mit Metaphern, welche die mögliche Bewahrung von kulturellen Eigenheiten und kulturellen Pluralismus signalisieren (Böker 2007: 55f.).

einherging. Eine kritische Betrachtung der Einwanderungsgeschichte führt vor Augen, dass die relativ junge historiographische Tradition der US-amerikanischen Immigration stets die Aufmerksamkeit auf europäische Einwanderer legte, die zwischen 1820 und 1920 ins Land kamen. Diese Betonung auf die freiwillige Einwanderung, wie sie in standardisierten Geschichtsbüchern üblich und im gesellschaftlichen Verständnis vorhanden ist, verzerrt jedoch das Bild der sogenannten Einwanderernation.¹²

Anders als Nationen oder Kulturräume, die auf ethnokulturelle Gemeinsamkeiten zurückgreifen können, bedürfen die USA in besonderem Maße der fortwährenden Bestärkung durch das, was Aleida und Jan Assmann „kulturelles Gedächtnis“ nennen und sich durch wiederholende Rituale, einheitliche Symbole und Mythen ausdrückt (2006). „Anstelle der sprachlichen, territorialen oder ethnisch-kulturellen Wurzeln, die in den Gründungsmythen anderer Nationen zentral sind, stehen in den USA eine Reihe von abstrakten Prinzipien im Zentrum“ (Lerg 2013: 748). So bestünden neben Freiheit, Gleichheit, Individualismus, republikanischer Tugend, Demokratie und Konstitutionalismus eine Vielzahl von universalistischen Prinzipien und ideologischen Eigenheiten, die für die Etablierung und Erhaltung einer kollektiven Identität, einer nationalen Sinnggebung und nicht zuletzt für den US-amerikanischen Exzeptionalismus von großer Bedeutung seien (Lerg 2013: 748).

Die Popularität der Idee von den USA als Einwanderernation und die damit vorhandenen Sinnbilder demonstrieren, dass die dominanten ideologischen Identifikationsangebote, kulturellen Deutungsmuster und historischen Gründungsmythen – allen geschichtlichen und gesellschaftlichen Konflikten und Widersprüchen zum Trotz – ein hohes Maß an Akzeptanz erfahren. Diesen mit kollektiven Selbstdefinitionen verbundenen Grundüberzeugungen kommt gar eine „sakrosankte Autorität für weite Teile der Bevölkerung“ zu (Hebel 2008: 305). Die Widersprüchlichkeit und Wirkungsmacht dieser US-amerikanischen Identitätskonstruktionen werden von Winfried Fluck folgendermaßen erklärt:

„Weil politische und soziale Autorität in einer Demokratie – und für die amerikanische Demokratie gilt das in besonderem Maße – aufgrund des ständigen politischen Wandels und der hohen sozialen Mobilität der Gesellschaft instabil sind, gewinnt die Kultur als ein Reservoir von

12 Die traditionelle Interpretation der Einwanderernation ignoriert die mit der Entstehung der USA verbundenen imperialen Kolonialisierungsbestrebungen sowie die Tatsache, dass verschiedenste – vorwiegend nicht-europäische – Weltbevölkerungen systematisch als billige Arbeitskräfte ins Land gezwungen oder aufgenommen wurden. Was im Allgemeinen als die Besiedelung Amerikas angesehen wird, muss – unter der Einbeziehung der gewaltsamen Enteignung, Vertreibung und Ermordung der Native Americans – vielmehr als eine Wiederbesiedelung des amerikanischen Kontinents verstanden werden (McDonald 2007: 25).

Sinnggebungsmustern eine zentrale Orientierungsfunktion. Das erklärt die Langlebigkeit und Wirkungsmacht bestimmter Gründungsmythen der amerikanischen Gesellschaft, denen eine wichtige konsensbildende Funktion zukommt. Es gibt in der Tat zahlreiche Beobachter der amerikanischen Gesellschaft, die in der Bindekraft ihrer kulturellen Mythen den Grund für den erstaunlichen Zusammenhalt dieser außerordentlich heterogenen Gesellschaft sehen.“ (2004:703)

Abgesehen von dem problematischen Gebrauch des Wortes „Mythos“ im Sinne von Ideologien wird hier erkennbar, dass die gesellschaftlich am weitesten verbreiteten Begriffe zur Bildung einer kollektiven Identität in den USA als visionäre Prozesse zu verstehen sind, in denen idealisierte und mythisierte Selbstvorstellungen verhandelt werden und die der Bildung und Festigung kollektiver Identitäten dienen. Eben diese Konstruktionshaftigkeit steht im Mittelpunkt zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten, darunter Henry Steele Commagers, der in seinem Essay „The Search for a Usable Past“ (1967) die Notwendigkeit von Traditionen, Mythen und Narrativen für die US-amerikanische Identitätsbildung herausarbeitet; oder Benedict Andersons, der die Theorie der *imagined communities* in seinem gleichnamigen Buch (1983) vorstellte, um den Konstruktions- und Repräsentationscharakter von Nationen zu ermitteln.

1.4 SCHWERPUNKT RASSE* UND RASSISMUSFORSCHUNG

Die theoretische Verhandlung dieser gesellschaftlich zwar verbreiteten, doch gleichsam mythisch stark aufgeladenen Sinnkonstruktionen US-amerikanischer Identität erweist sich als wenig sinnvoll, da sie stets an der Oberfläche gesellschaftlicher Prozesse und Mechanismen verweilen. Um die Tiefenstruktur kollektiver Identität zu erfassen, ist meines Erachtens keine theoretische Grundlage so nützlich und treffend wie die Auseinandersetzung mit Rasse*. Obgleich dieser Begriff sowohl mit uneindeutigen als auch mit widersprüchlichen Denotationen besetzt ist wie andere Identitätskonstruktionen auch, veranschaulicht die historische Entwicklung von Rasse*, die mit den Konzepten der *Critical Race Studies* und *Critical Whiteness Studies* erfasst werden kann, auf einzigartige Weise, wie sich kollektive Identitäten im US-amerikanischen Raum entwickelten und bis heute konstituiert werden.

In den USA, in denen Immigranten aus Hunderten verschiedenen Kultur- und Sprachräumen zusammenkamen, diente Rasse* seit ihrer Entstehung als Ordnungsprinzip. Es bestimmte, welchen Bevölkerungsgruppen Bürgerrechte gewährt beziehungsweise welche von ihnen Existenzberechtigung fanden und als Amerikaner anerkannt wurden. Insgesamt bestimmte der Rassen*-Diskurs, wie die Integration der Einwanderer in die USA vonstattenging.

So ist die Vorstellung, dass Rasse* eine naturgegebene Kategorie und ein maßgeblicher Faktor der Identität sei, tief im Bewusstsein der US-amerikanischen Gesellschaft verankert. Diese Deutung beeinflusste lange Zeit akademische Diskurse und erfuhr in den Wissenschaften bis Mitte des 20. Jahrhunderts als biologisch vermeintlich real existierende Gegebenheit weitreichende Legitimität. Wie die Begriffsgeschichte auf sehr einleuchtende Weise demonstriert, entwickelte sich Rasse* aus eindeutigen soziopolitischen Umständen und Bestrebungen heraus, vorhandene sozioökonomische Hierarchien und Machtstrukturen zu erhalten, die bis heute strukturgebend sind.

Die Anthropologin Audrey Smedley konstatiert, dass jede Gesellschaft, in der Vorstellungen von Rasse* zentral für soziale Strukturen seien, einzigartige Muster und Praktiken aufweise, die die Gemeinschaft nach rassistischen Prinzipien ordne. Diese Gesellschaften hätten gemeinsam, dass sie ideologische Komponenten innerhalb ihrer Weltansichten beherbergen wie hierarchische Rassen*-Strukturen, Rassen*-Klassifizierungen innerhalb von Gesetzen, die Verknüpfung von stereotypen Verhaltensweisen und rassistischen* Kategorien sowie die Vorstellung, dass rassistische* Charakteristika angeboren und unveränderlich seien (vgl. 1993: 9). Das gilt insbesondere für die Verhandlung von Rasse* in den USA.¹³

Diese Besonderheiten führen die Einzigartigkeit des Rassen*-Begriffs und seine Relevanz für US-amerikanische Identitätskonstruktionen vor Augen. Dass die systematische Enteignung, Vertreibung, Unterdrückung, Ausbeutung und Vernichtung auf der Basis rassistischer* Kategorisierungen zu einem Großteil der US-amerikanischen Geschichte wesentlich für die gesellschaftliche Ordnung waren, lässt sich nicht leugnen. Vor dem Hintergrund, dass die längste Zeit der fünfhundertjährigen Geschichte der USA nicht ohne offenkundige Ausbeutung, Diskriminierung und Segregation auskam, muss Rasse* als fundamentaler Bestandteil US-amerikanischer Gesellschaftsstrukturen erkannt werden (Omi/Winant 2014). Inwiefern ein so wirkungsmächtiger Begriff trotz der grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen der letzten 50 Jahre auch heute im Lebensgefühl und Denken der USA fortbesteht, gilt es zu untersuchen.

13 Audrey Smedley hebt die Einzigartigkeit des Rassen*-Systems in den USA folgendermaßen hervor: „The race system that evolved in the United States is distinctive in several ways. First, the dichotomous race categories of black and white are set and inflexible. Unlike in South Africa or Latin America, there is no legal or social recognition of a ‚racial‘ category in between (‚mixed-race‘); and one cannot belong to more than one race. Second, the category ‚black‘ or ‚African-American‘ is defined by any known descendant from a black ancestor, thus conflating and socially homogenizing individuals with a wide range of phenotypes into one racial category. Third, one cannot transcend or transform one’s ‚race,‘ status; in other words no legal or social mechanism exists for changing one’s race.“ (Smedley 1993: 9).

Die Soziologin Amy E. Ansell erklärt die unbedingte Verknüpfung zwischen Rasse* und kollektiver Identität damit, dass das Interesse an Nationalidentität in einer Zeit der Unabhängigkeit von imperialen Zwängen sowie der Emanzipierung von rassistischen* Zuordnungen aufkam. Das Interesse an Rasse* überschneidet sich mit Kategorien wie Klasse und Gender. Fernab von idealisierten Selbstdarstellungen und Geschichtsdeutungen, die selbstverständlich für US-amerikanische Geschichtsdeutungen sind, eröffnen die Begriffe Rasse* und Rassismus einen kritischen Zugang zu kollektiven Identitätskonstruktionen in den USA. Anhand dieser Begriffe können Perspektiven und Lebenswelten von Menschen in den USA ermittelt werden, die sonst verschwiegen oder bagatellisiert werden. Sie eröffnen eine unverhohlene und gleichsam notwendige Perspektive auf die Geschichte der USA und setzen sie auf eine realistische Weise ins Verhältnis zu Lebenswelten.

1.4.1 Von der Stereotypenforschung zur kritischen Weißseinsforschung

In der vorliegenden Arbeit wird untersucht, wie die Bedeutung von Rasse* im Film innerhalb einer bestimmten Zeitspanne zum Ausdruck kommt. Es werden spezifische Praktiken, Gedankenmuster und Theorien in Betracht gezogen, die aussagekräftig für rassistische* Strukturen gesellschaftlicher Prozesse sind. Hier stellen die Begriffe und Ansätze der Stereotypenforschung einen wichtigen Ausgangspunkt für weitere theoretische Ausarbeitungen dar. Da diese Begriffe sowohl in der theoretischen Ausrichtung als auch in der Analyse Verwendung finden, werden sie im Folgenden überblicksartig vorgestellt.

Ein wesentliches Merkmal von kollektiven Identitäten ebenso wie aller im folgenden Theorieteil dargestellten Begriffe – Rasse*, Rassismus, Ethnizität ebenso wie Weißsein und (*Multiculturalist*) *White Supremacy* – ist, dass sie dualistisch angeordneten Wechselverhältnissen unterliegen. Sie sind stets relational gestaltet und finden im Dialog zwischen Selbst- und Fremdbild statt. Um kollektive Identitäten anhand von Rasse* in der vorliegenden Untersuchung theoretisch aufzuschlüsseln, ist es notwendig, die Mechanismen dieser Dialektik zu konzeptualisieren.¹⁴ Erst im Prozess der Abgrenzung, im Wechselspiel von Eigenem und Anderem, findet das Identitäre seine Bedeutung. Die wechselseitige Bedingtheit von Fremd- und Selbstbildern ist

14 Dabei ist die Erkenntnis zielführend, dass auch der seit dem 19. Jahrhundert gebräuchliche Begriff der Nation weder kulturell oder religiös homogene noch naturgegebene Gebilde bezeichnet, sondern vielmehr als historisch und politisch gestaltetes Konstrukt verstanden werden muss, das vor allem durch Abgrenzungsprozesse Form und Inhalt zu geben suche (vgl. Arndt 2011: 664).

aus der Stereotypenforschung¹⁵ seit Beginn des 20. Jahrhunderts bekannt. Mit ihr entstanden erstmals intellektuelle Werkzeuge und Deutungsmöglichkeiten, die eine Untersuchung von Identität möglich machten.

Im Zentrum der Stereotypenforschung steht der namensgebende Begriff „Stereotyp“, der aus dem Griechischen entlehnt ist und von dort in der neuzeitlichen Druckersprache unter der Bedeutung „mit feststehenden Typen gedruckt“ Verwendung fand. Aus dem Druckwesen wurde er vom US-amerikanischen Journalisten Walter Lippmann¹⁶ in die Diskurse der Medien-, Kultur- und Sozialwissenschaften übertragen, wo er als eine schematisch stark vereinfachte, verallgemeinernde und klischeehafte Vorstellung von einer Person, einer Gruppe oder einem Sachverhalt definiert wurde (1922). Stereotypen erfüllen unterschiedliche Funktionen: Für das Individuum stellen Stereotypisierungsprozesse auf kognitiver Ebene einerseits eine Entlastung von Informationsfluten und andererseits die Erhaltung und Veräußerlichung wichtiger sozialer Werte dar. Auf gruppendynamischer Ebene unterscheidet der Journalist Lippmann zwischen drei weiteren Funktionen: So dient die Stereotypenbildung erstens der Erklärung komplexer gesellschaftlicher Ereignisse, zweitens der Rechtfertigung kollektiver Handlungen und drittens der Bewahrung positiver gruppenspezifischer Eigenheiten gegenüber außenstehenden Gruppen (1922). In diesem Zusammenhang sind auch nationale Stereotype oder Nationalbilder zu nennen, denen die meiste wissenschaftliche Aufmerksamkeit zuteilwurde.

Inhaltlich unterscheidet man zwischen Auto-Stereotyp, der Vorstellung, die Gruppenmitglieder von ihrer eigenen Gruppe haben, und Hetero-Stereotyp, der Vorstellung von Gruppenmitgliedern über andere Gruppen. Das Hetero-Stereotyp steht

15 In den Ursprüngen deutete die Stereotypenforschung die Prozesse der Stereotypisierung als Ursache für Ignoranz, Irrationalität und andere fehlerhafte Denkmuster. Seit den 1960er Jahren widmete sich die Sozialpsychologie der Konzeptualisierung von Stereotypen als einem kognitiven, die menschliche Wahrnehmung strukturierenden Kategorisierungsprozess. In den 1990er Jahren kam es zu einer akademischen Umorientierung hin zu den Einflüssen und Funktionsweisen von Stereotypen auf die Bildung von Vorurteilen. Bis heute dreht sich die Forschung um Fragestellungen darüber, welche Rolle Motivationen und Intentionalität innerhalb von Stereotypisierungsprozessen spielen oder ob es möglich sei, Stereotype zu beeinflussen beziehungsweise ob Individuen für die Bildung von Stereotypen zur Verantwortung gezogen werden können, bis hin zur Beseitigung und Aufhebung von Stereotypen (Ansell 2013: „Stereotype“).

16 Walter Lippmann beschreibt in seinem Buch *Public Opinion* (1922) die Funktion und Bedeutung medial konstruierter Bilder für die öffentliche Meinung.

demnach für das Fremdbild, das Auto-Stereotyp für das Selbstbild. Was die Ausrichtung oder Bewertung dieser Begriffe angeht, so können sie ebenso positiv wie negativ sein.¹⁷

Die vorliegende Arbeit geht von der Prämisse aus, dass die wechselseitige Dialektik kognitiver Fremd- und Selbstbilder (in Form von Auto- und Hetero-Stereotypen) wesentlich ist für die Bildung von Identität einerseits und Konsens und Konsolidierung sozialer Gruppen andererseits. Robert Miles exemplifiziert dieses Verhältnis am Beispiel europäischer und afrikanischer Bevölkerungen folgendermaßen:

Hieraus lässt sich folgern, dass Zuschreibungsprozesse weniger als eine wahrheitsgemäße Einordnung oder Darstellung des Anderen zu verstehen sind denn als eine Strategie des Selbsterhalts. Es ist nicht leicht, Aussagen über den Wahrheitsgehalt von Stereotypen zu treffen. Zwar wird ihnen ein „wahrer Kern“ zugeschrieben, doch empirische Untersuchungen haben gezeigt, dass sie keine Realitätsnähe besitzen (Flohr 1991: 23). Im Grunde demonstriert die Tatsache, dass Stereotype als unzulässige Generalisierung eines oder mehrerer Aspekte oder Merkmale zu verstehen sind, ihre Unzulänglichkeit. Nicht stereotypisierte Objekte sondern vielmehr Stereotype selbst sind aussagekräftig über die Person oder Gruppe, die sie bilden.

Beim Versuch, die Charakteristika von – individuellen und kollektiven – Stereotypen zu katalogisieren, stellte Ramirez Berg einige Thesen über Stereotype zusammen: Stereotype seien kaum bedeutungsvolle Sinträger, da sie undifferenziert durchgeführt werden und weil sie eine rigide Logik verfolgen. Sie seien viel zu generell, als dass man sinnvolle Vorhersagen mit ihnen treffen könnte. Die meisten Stereotype seien variabel und ersetzbar. Dennoch werde ihnen oft Glauben geschenkt, da ihre häufige Wiederholung eine Art Normalisierung herbeiführe (2002: 15).

„The social construction of cultural Others [...] allows us to think of stereotyping as society’s denial of its own negative tendencies by assigning them to an Other. From this perspective, it can be seen that stereotypes reveal nothing about the stereotyped and everything about the stereotyper.“ (Ramirez Berg 2002: 30)

Auch wenn in den meisten Aussagen über Fremdbilder das Selbstbild nicht explizit genannt, exponiert oder überhaupt thematisiert wird, ist es in jeder Betrachtung von Differenz vorhanden; in jeder Hervorhebung und Exotisierung des Fremden findet die Individualisierung und Stärkung des Eigenen statt. In jeder Fremddarstellung – sei sie noch so positiv gemeint – findet eine Vereinheitlichung und somit die Verfälschung des Anderen und gleichsam die Individualisierung des Eigenen statt.

17 Für die negative Form hat sich die Bezeichnung „Vorurteil“ herausgebildet und bezieht sich vorwiegend auf ethnische, rassifizierte oder nationale Individuen oder Gruppen, aber auch auf Frauen, ältere Menschen, von Armut Betroffene oder andere Gruppen (Ansell 2013: „stereotype“).

Genau in diesem Punkt ist eine der Schwächen der Stereotypenforschung zu sehen, die viel mehr mit ihrer Rezeption zu tun hat als mit ihren Inhalten. In der Vergangenheit hat die Sozialforschung den Fokus vornehmlich auf die Objekte – das heißt, auf die mit Hetero-Stereotypen besetzten Fremdbilder, den ethnisch, rassistisch* oder kulturell Anderen – gesetzt, während das Selbstbild weitestgehend ignoriert wurde. Diese Diskrepanz lässt sich durch den relativ jungen Diskurs über *Whiteness*¹⁸ auflösen. Aus meiner Sicht sind die wissenschaftlichen Errungenschaften der kritischen Weißseinsforschung als eine eindeutige Strategie anzusehen, die einseitige Ausrichtung der Stereotypenforschung aufzuheben. *Whiteness* ergibt sich aus der Betrachtung des mit Autostereotypen besetzten Selbstbildes, das sowohl in westlichen Industriestaaten als auch auf globaler Ebene eine dominante Position verkörpert, die innerhalb der Stereotypenforschung jedoch lange ausgespart wurde. Im Grunde integriert die Weißseinsforschung diese vernachlässigte Dimension in das Gesamtbild sozialwissenschaftlicher Fremdheitsforschung. Darüber hinaus führt sie eine wichtige Erkenntnis konsequent fort: Die Repräsentation des Anderen ist nicht von Relevanz oder Aussagekraft für die Beschaffenheit und Charakterisierung des Anderen. Vielmehr dient sie tatsächlich der Erfassung und Festigung des Selbstbildes. So findet eine dringend erforderliche Gewichtsverlagerung in der Forschung statt, die eine Betrachtung aller Akteure umfasst.

Für die vorliegende Arbeit dienen die Begriffe und Funktionsweisen der Stereotypenforschung lediglich als Ausgangspunkt. Obgleich eine mehrheitsgesellschaftliche Tendenz besteht, Rasse* und Rassismus mit Begriffen der Stereotypenforschung begrifflich zu machen, sind sich viele Forscher und Kulturkritiker einig darüber, dass die Begriffe der Stereotypenforschung Rasse* und Rassismus lediglich begrenzt aufklären können (Shohat 2003; Berg 2002; Denzin 2002; Eder 2008; Giroux 2002; Stabile 2014; Tatum 2014). So stehen die Begriffe Stereotyp, Vorurteil und auch Klischee¹⁹ in der Kritik, da sie lediglich auf persönlicher und zwischenmenschlicher

18 Ähnlich wie das Wort „Rassismus“ viele Jahre versetzt im Vergleich zum biologistischen Rassen*-Begriff entstand – obgleich rassistische Praxen jahrhundertlang praktiziert wurden –, ist der theoretische Begriff Weißsein in der Größenordnung, wie er heute verhandelt wird, sehr jung. Wie im folgenden Abschnitt zur Begriffsgeschichte von *Whiteness* gezeigt wird, existierte es eigentlich lange Zeit in den Texten afroamerikanischer Autoren, blieb aber von Akademikern der weißen Mehrheitsgesellschaft weitestgehend unregistriert.

19 An dieser Stelle ist eine Differenzierung zwischen den Begriffen „Stereotyp“ und „Klischee“ zu erwähnen, da diese beiden Begriffe häufig synonym verwendet werden. Der Begriff „Klischee“ stammt ebenfalls aus dem Druckwesen und bezeichnet dort einen vorgefertigten Druckstock. Im Gegensatz zu „Stereotyp“, das eine relativ konsistente Verwendung in den Sozialwissenschaften erfährt, ist eine eindeutige begriffliche Fixierung

Ebene verbleiben, dagegen die systemischen und ideologischen Aspekte unberührt lassen, was ich im Folgenden durch den Begriff „Vorurteil“ veranschaulichen möchte.

Im Gegensatz zum Stereotyp, das sich vornehmlich auf kognitive Prozesse bezieht, zeichnet sich das Vorurteil durch seinen bewertenden Charakter aus, dass es auf sämtliche soziale Sachverhalte und auch Gegenstände anwendbar ist und wie folgt definiert werden kann:

„Ein Vorurteil ist ein vorgefaßtes Urteil über Gruppen von Menschen (oder Objekten oder über ein Verhalten, eine Situation, eine Idee, eine unpersönliche Wesenheit), das positiv oder negativ gefühlsmäßig unterbaut ist, das nicht unbedingt mit der Wirklichkeit übereinstimmen muß, und an dem, ungeachtet aller Möglichkeiten der Korrektur, festgehalten wird.“ (Karsten 1978: 5)

Die Betrachtung des Begriffs „Vorurteil“ führt vor Augen, dass er sich als zu unspezifisch für die Beschreibung rassistischer* Strukturen darstellt, wie das folgende Zitat von Beverly Tatum demonstriert:

„Prejudice is a preconceived judgment or opinion, usually based on limited information. [...] Prejudice is one of the inescapable consequences of living in a racist society. Cultural racism – the cultural image and message that affirm the assumed superiority of Whites and the assumed inferiority of people of color – is like smog in the air. Sometimes it is so thick it is visible, other times it is less apparent, but always, day in and day out, we are breathing it in.“ (Tatum 2014: 26)

Tatum zufolge sind in Vorurteilen zwar weitreichende Implikationen für gesellschaftsübergreifende Rassismen vorhanden. Ihr großes Manko ist jedoch, dass sie nur zum Vorschein kommen, wenn sie verdichtet auftreten. Rassistische Vorurteile können die Bedeutung von Rasse* in der US-amerikanischen Gesellschaft in der Tiefe nicht erklären.

Indem die Begriffe der Stereotypenforschung sich hauptsächlich auf kognitive Prozesse und zwischenmenschliche Interaktionen beschränken, können sie tiefergehende Bedeutungen von gesellschaftlich zirkulierenden Bedeutungen um Rasse* sowie Rassismus nicht erklären. Der individualpsychologische Fokus der Stereotypenforschung mag für andere wissenschaftliche Kontexte durchaus seine Berechtigung

von „Klischee“ problematisch. Tatsächlich weist „Klischee“ Deckungsgleichheit mit Begriffen wie Schema, Schablone, Typ, Stereotyp, Vorurteil, Ideologie, Konvention auf. Das „Klischee“ kann die gedankliche Schablone ebenso meinen wie die Abgegriffenheit der Sprache oder mangelnde Originalität (vgl. Kunow 1994: 1-5).

haben, da Stereotype als menschliches Grundbedürfnis der Kategorisierung und Ordnung der Wirklichkeit wichtige kognitive Funktionen einnehmen. Für die vorliegende Fragestellung wäre ein individualpsychologischer Schwerpunkt jedoch unpassend, da dieser keine Erklärung für Dynamiken kollektiver Identität erlaubt. Zum einen bedient dieser eine Personalisierung und Individualisierung von Rassismus ohne die strukturellen und institutionellen Ebenen zu erfassen, zum anderen konzentriert er sich stets auf die Repräsentationen von Andersheit und ignorieren dagegen gesellschaftliche Normen. Daher bilden die Themenkomplexe Rasse* und Rassismus in Abgrenzung zu Ethnizität sowie den Begriffen der *Critical Whiteness*-Forschung das theoretische Grundgerüst meiner Arbeit.

1.5 METHODISCHE DURCHFÜHRUNG DER ARBEIT

Für das Forschungsprojekt werden Theorien und Methoden aus verschiedenen Wissenschaftsgebieten nach pragmatischen und strategischen Gesichtspunkten ausgewählt, kombiniert und angewendet. Ziel ist es, Diskurse aufzudecken, die das Alltagsverständnis strukturieren (vgl. Mikos 2005: 55). Im Gegensatz zu traditionell substantialistischen Erklärungsmodellen, die eine lineare Ursachenzuschreibung anstreben, werden die Beobachtungen und Ergebnisse dieser Studie nicht als ahistorisch oder universalistisch angesehen. Sie dienen vielmehr als Antwort auf die sozialen Fragestellungen eines spezifisch ausgearbeiteten Kontexts (vgl. Winter 2008).

Für die Filmanalyse wird eine darstellungsrealistische Lesart gewählt, wobei die filmischen Vorlagen als Diskurse über gesellschaftliche Realität²⁰ betrachtet werden. Den exemplarischen Filmvorlagen werden zwar keine Authentizitätsansprüche unterstellt, dafür wird ihnen jedoch ein darstellungsrealistischer Charakter eingeräumt, wenn es um historische und soziale Aspekte geht, auf die die Filme inhaltlich Bezug nehmen. Mit dieser Vorgehensweise wird versucht, die Bezüge zwischen filmischer und empirischer Realität zu entschlüsseln (Denzin 2007: 424). Ausgangspunkt der Arbeit ist, dass die zur Untersuchung stehenden Filme einerseits als Reflexion gesellschaftlich kursierender Vorstellungen und Werte verstanden werden und andererseits Wünsche, Phantasien oder auch Ängste einer Gesellschaft zum Ausdruck bringen, die sonst zensiert und überlagert werden. Demnach sind Filme als symbolische Artikulation des in der Wirklichkeit Vorhandenen und simultan des kulturell Imaginären

20 Das zu untersuchende Filmmaterial weist Realitätsdarstellungen auf, wie sie tatsächlich vorhanden sein können, ohne einen Realitätsanspruch zu haben. Es wird davon abgesehen, Fantasy-Filme, Kriegsfilme, Science-Fiction-Filme oder Komödien in diese Untersuchung zu integrieren, um einen möglichst realistischen Zugang zu den filmischen Repräsentationen zu eröffnen.

zu verstehen. Als symbolisierendes Abbild weltlicher Wirklichkeitskonstruktionen sind die Filme in dieser Analyse demnach auf die sozialen Kontexte übertragbar.

Die allgemeine und insbesondere medientheoretische Untersuchung von Rasse* und Rassismus nimmt ein weites wissenschaftliches Feld ein. Da es wenig Orientierung bieten würde, ist es weder sinnvoll noch im Rahmen der vorliegenden Arbeit möglich, die gesamte Forschungsliteratur nachzuzeichnen. Bezeichnend für die Forschungslage ist, dass die Mehrheit der Studien in diesem Bereich lange Zeit darauf angelegt war, stereotypisierende und mit Klischees besetzte Darstellungsweisen einzelner ethnischer Gruppierungen aufzuarbeiten, ohne jedoch ihre gesamtgesellschaftliche Bedeutung zu erfassen. Die untersuchten Verbindungslinien zwischen Rasse* und Film beschränkten sich folglich zumeist auf Strukturen, die gesellschaftlich schon vorhanden waren, und nahmen daher spezifische ethnische Gruppen in den Fokus wie *African Americans*, *Asian Americans*, *Chicanos*, *Latinos*, *Native Americans*, *Jewish Americans*, *Italian Americans*, *Irish Americans* und jüngst auch *Arab Americans* (Wong 1978; Friedman 1993; Bogle 2001; Shaheen 2001; *et al*). Die wissenschaftliche Auseinandersetzung konzentrierte sich auf die cineastische Geschichte der Repräsentation ethnischer Figuren sowie auf diskriminierende Einstellungs- und Besetzungspraxen innerhalb der US-amerikanischen Filmindustrie.

In der vorliegenden Arbeit beschränke ich mich nicht auf einzelne Gruppen und noch weniger auf die Repräsentation rassifizierter Andersheit. Ziel ist es, die Bedeutung von Rasse* und Rassismus in einem umfassenden Zusammenhang zu begreifen, vor allem aber hinsichtlich ihrer Bedeutung für normierte Vorstellungen über Weißsein in den USA. Daher nehme ich die Perspektive der *identity politics* nach Stuart Hall ein, die den sozialen Menschen als Bedeutungsträger für rassische*, geschlechtliche, ethnische, nationale oder sexuelle Identität beziehungsweise Referenz sehen. Entsprechend richtet sich mein Augenmerk weniger auf die Bedeutung und Funktion von Nicht-Weißsein als auf Weißsein. Hierbei stehen dominante US-amerikanische Selbstbilder einerseits und die Darstellung zivilgesellschaftlicher Dimensionen andererseits im Vordergrund. Mit dieser Verlagerung der Perspektive hin in Richtung weißer Kultur- und Selbstbilder vollzieht diese Arbeit eine Entwicklung der *American Studies* und *Cultural Studies* im angelsächsischen Raum nach: Seit Ende der 1990er Jahre hat sich in der akademischen Forschung der USA eine Schwerpunktverlagerung von Repräsentationen rassifizierter Andersheit hin zur Bedeutung von Weißsein und normierten Selbstbildern vollzogen.

Die konkrete Umsetzung der Arbeit beinhaltet eine „hermeneutisch systematische Filmanalyse“, die von Korte als einen Versuch definiert,

„das eigene subjektiv und objektiv determinierte Filmerlebnis durch die Untersuchung der rezeptionsleitenden Signale im Film, durch Datensammlung, Datenvergleich am Film und den filmischen Kontextfaktoren, durch Beobachtung und Interpretation schrittweise zu objektivieren.“ (Korte 1987: 17)

Im Detail heißt dies, dass zunächst eine Datenerhebung anhand des Filmmaterials vorgenommen wird, festgehalten in Form von Sequenzprotokollen (siehe Anhang). Daraufhin werden rekurrente Muster und Inhalte aus den Filmen herausgearbeitet, die aussagekräftig für die Fragestellungen der Arbeit sind. Im Mittelpunkt der Analyse stehen daher der Handlungsverlauf der Filme, die einzelnen Repräsentationen der Filmfiguren sowie deren Konstellationen zueinander, Inhalt und Dominanzstrukturen der filmischen Dialoge sowie die Handlungs- und Bewegungsspielräume der einzelnen Figuren im Vergleich.

Mein Interesse an den Filmen des Gegenwartskinos richtet sich nicht an erster Stelle auf die filmästhetische Umsetzung oder Verfahren der Inszenierung. Vielmehr sind für mich die Darstellungen rassifizierter Andersheit und die dazu im Verhältnis stehenden Formen von Weißsein zentral. Es geht darum, die Filmfiguren als Träger rassistischer* Bedeutung zu verstehen und Hierarchien zwischen ihnen herauszuarbeiten. Es ist nicht das Ziel, die rezeptionsästhetischen Wirkungsweisen der Filme darzulegen, sondern bestenfalls ihre möglichen Wirkungen (Albrecht 1991: 33).

1.5.1 Verwendung der Begrifflichkeiten

Our socialization renders us racially illiterate. When you add a lack of humility to that illiteracy (because we don't know what we don't know), you get the break-down we so often see when trying to engage white people in meaningful conversations about race.
DiAngelo 2015

Im Laufe der Recherchen für meine Arbeit bin ich immer wieder auf das Phänomen gestoßen, dass über Rasse* und Rassismus zu sprechen problematisch ist und umgangen wird. Begriffe, die spezifische Formen der Verweigerung oder der Unfähigkeit zum Ausdruck bringen, sich mit Rassismus auseinanderzusetzen, sind *color-blindness*, *racial stress*, *white fragility* oder auch *stereotype threat* und *paranoider Selbstverdacht*.²¹ Diese unterschiedlichen Konzepte offenbaren eine Tatsache, die

21 Diese Begriffe werden im Folgenden ausführlich erörtert, daher an dieser Stelle nur eine kurze Erläuterung: Die Politologen Michael Omi und Howard Winant sprechen von *Crisis of Identity*, wenn sie die Verunsicherung beschreiben, die aufkommt, wenn rassistische* Zuordnungen schwerfallen (2014). Der Begriff *Color-blindness* bezeichnet die Idee und Praxis, dass rassistische* Zuschreibungen und Rassismus heutzutage nicht mehr von Bedeutung seien, da man blind für Hautfarben und folglich auch für Rassismus sei. *Stereotype threat* meint die Angst von rassistisch* Marginalisierten, negative Stereotype zu erfahren (Ansell 2013). Robin DiAngelo spricht von *white fragility* und *racial stress*, wenn sie von den Abwehrmechanismen weißer Menschen in Konfrontation mit Rassismus spricht.

wesentlich für Rassismus und auch für diese Arbeit ist: Es ist problematisch, über Rassismus zu sprechen, unabhängig davon, aus welcher Perspektive gesprochen wird. Die Soziologin Robin DiAngelo erklärt diesen Umstand folgendermaßen:

„Many white people have never been given direct or complex information about racism before, and often cannot explicitly see, feel, or understand it [...]. People of color are generally much more aware of racism on a personal level, but due to the wider society's silence and denial of it, often do not have a macro-level framework from which to analyze their experiences.“ (DiAngelo 2011: 67)

DiAngelo spricht davon, dass die Sozialisation in den USA Menschen zu Analphabeten mache, wenn es um das Thema Rassismus gehe (2015). Alle hätten konkrete Vorstellungen und Meinungen zu Rassismus, nur selten seien diese fundiert. Erschwert wird dieser Umstand durch zahlreiche Komponenten – segregierte Räume sind eine Komponente davon (Frankenberg 2001; DiAngelo 2011; Tatum 2014). Denn selbst, wenn weiße Amerikaner in räumlicher Nähe von Afroamerikanern, Latinos oder Amerikanern asiatischer Herkunft leben – was außerhalb von urbanen Räumen und sogenannten *class mixed neighborhoods* eher selten vorkommt – bekämen sie, so DiAngelo, wenig oder so gut wie gar keine authentischen Informationen über Rassismus:

„Growing up in segregated environments (schools, workplaces, neighborhoods, media images and historical perspective), white interests and perspectives are almost always central. An inability to see or consider significance in the perspectives of people of color results.“ (DiAngelo 2011: 58)

Diese Segregation manifestiert sich räumlich in der faktischen Lebenswelt in den USA und auch in Europa. Bei der Auseinandersetzung mit Rasse* und Rassismus widme ich mich einem Gegenstand, der emotional extrem aufgeladen ist und gesellschaftlich tabuisiert wird (vgl. Arndt 2011; Bonilla-Silva 2010). Dabei ist nicht nur das Thema an sich problembehaftet, auch die Verwendung der Begriffe ist es. Es beginnt mit der Bezeichnung von Personen und Gruppen. Diese ist immer wieder höchst umstritten und unterliegt Vorstellungen der politischen Korrektheit.

„The language we use to categorize one another racially is imperfect. These categories are still evolving as the current debate over Census classifications indicates. The original creation of racial categories was in the service of oppression. Some may argue that to continue to use them

Der Autor Martin R. Dean definiert den Raum des „paranoiden Selbstverdachts“ als einen, in dem rassifizierte und rassifizierende Menschen im Kontakt miteinander ihr Verhalten überprüfen oder verändern.

is to continue that oppression. I respect that argument. Yet it is difficult to talk about what is essentially a flawed and problematic social construct without using the language that is itself problematic: We have to be able to talk about it in order to change it.“ (Tatum 2014: 32)

Die Angst, jemanden zu brüskieren oder zu verletzen, darf kein Hindernis sein, das Unangenehme zur Sprache zu bringen. Gerade das, was schwierig ist, muss benannt werden, bevor es dekonstruiert wird. Dass in dieser Arbeit folglich zunächst rassische* Zuschreibungen fortgeschrieben werden, ist leider unvermeidbar.

In dieser Arbeit werden die Wörter „weiß“, „schwarz“ und „nicht-weiß“, aber auch „rassisch“* und/oder „rassifizierte Andere“, Afroamerikaner, beziehungsweise *African-American* oder auch *Asian-American*, *Native American*, *Latino*, *Chicano* verwendet, und zwar nicht im essentialistischen²² Sinne. Stattdessen verstehe ich diese Begriffe als Form der Dekonstruktion, als eine Strategie, um zugrunde liegende Machtstrukturen von Rassismus offenzulegen. Für mich steht bei diesen Begriffen die soziale Konstruiertheit im Vordergrund, nicht etwa eine tatsächliche Positionierung von sozialen Identitäten. Dabei muss diese Arbeit den Widerspruch aushalten, von rassischen* Zuschreibungsprozessen Gebrauch zu machen mit der Absicht, eben diese zu dekonstruieren.

Ich verwende insbesondere die Begriffe „weiß“ und „nicht-weiß“ mit der bewussten Intention, Prozesse der Marginalisierung und Ausgrenzung freizulegen. Dabei ist mir bewusst, dass gerade die Verwendung von „nicht-weiß“ aufgrund des ausschließenden Charakters eine nicht exakte Formulierung ist, ebenso wie die Verwendung von „weiß“. In Anlehnung an Richard Dyer verwende ich „weiß“ im Bewusstsein, dass es nicht „die“ weißen Menschen gibt – weder im buchstäblichen noch im symbolischen Sinne. Vielmehr dient diese Kategorie der Untersuchung von Repräsentationen von Weißsein und Menschen der westlichen Welt, die auf diese Art und Weise identifiziert werden (vgl. Dyer 1997: i).

Des Weiteren ziehe ich den Begriff „Rasse“* gegenüber „Ethnie“ für den vorliegenden Untersuchungsgegenstand vor. Im theoretischen Teil der Arbeit findet eine ausführliche Erklärung dieser Vorgehensweise statt. An dieser Stelle sei lediglich da-

22 Laut des *Metzler Lexikons für Literatur- und Kulturtheorie* enthält der philosophische Begriff „Essentialismus“ die Vorstellung, dass jede Entität – theoretische Begriffe und Menschen eingeschlossen – eine essentielle, d.h. ihr Wesen bestimmende, Realität aufweist und „über eine Reihe inhärenter und unveränderbarer Eigenschaften verfügt“, die grundlegend für ihre Identität seien. Aus der Sicht der postkolonialen Literaturkritik wird Essentialismus für seine biologistischen Implikationen für Rasse* kritisiert und zurückgewiesen (2004: „Entität“). Folglich steht die essentialistische Perspektive einer sozialen oder konstruktivistischen antagonistisch gegenüber, die Rasse* als einen soziohistorischen Terminus betrachten, der variabel und dynamisch ist (Ansell 2013: „essentialism“).

rauf hingewiesen, dass ich Rasse* als Begriff der gesellschaftlichen Ab- und Ausgrenzung verstehe. Die Begriffe Ethnie und Ethnizität, die für kulturelle, sprachliche, religiöse und rituelle Eigenheiten stehen, interpretiere ich dagegen als Ausdruck von Selbstverständnis und Gemeinschaftsgefühl einer bestimmten Gruppe.²³

Für die eingehende Betrachtung von Rasse* und den damit verbundenen Diskursen über Rassismus, Ethnizität und Weißsein ist es dringend notwendig, sich zu vergegenwärtigen, dass die Verwendung der Begrifflichkeiten umstritten und die Auseinandersetzung komplex ist. Die Unterscheidung zwischen der umgangssprachlichen Verwendung und dem wissenschaftlichen Begriff enthält einige Diskrepanzen. Hierbei gilt es nicht, lediglich die nationalen Kontexte zu betrachten, sondern auch Perspektiven zu beleuchten, von denen aus die Analyse stattfindet.

Rasse* in Bezug auf Identitätskonstruktionen in US-amerikanischen Filmen aus einer deutschen Perspektive zu erfassen, ist kein konfliktfreies Unterfangen und muss unter der Vergegenwärtigung unterschiedlicher nationaler Idiosynkrasien erfolgen. Die Bedeutung des Begriffs Rasse* in Deutschland unterscheidet sich von der in den USA geläufigen Bedeutung, da die speziellen Voraussetzungen und Eigentümlichkeiten, die hierzulande bestehen, sich aus einer anderen historisch-kulturellen Situation herleiten. Von daher ist anzunehmen, dass die Art und Weise, wie der Rasse*-Begriff in den unterschiedlichen Sprachen Verwendung findet, darauf hinweist, wie die gesellschaftlichen Vorstellungen, die sich dahinter verbergen, gestaltet sind. Deshalb werden im folgenden Theorieteil die Differenzen und Diskrepanzen des Begriffs auf gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Ebene ausführlich ausgearbeitet.

Während der sprachliche Ausdruck *race* mit Selbstverständlichkeit im US-amerikanischen Alltagsleben Verwendung findet – was nicht heißt, dass er von der breiten Bevölkerung kritisch hinterfragt wird –, ist das Wort Rasse* in Deutschland weitestgehend tabuisiert. Die Befangenheit, die das Wort hierzulande auslöst, geht im Wesentlichen auf die nationalsozialistische Vergangenheit zurück (vgl. Arndt 2011). Wenngleich die Verwendung der Begriffe *race* oder Rasse* in den USA und Deutschland sehr unterschiedlich ist, so haben beide Länder gemein, dass sowohl Rasse* als auch Rassismus überwiegend in rechtsradikalen und nationalsozialistischen Lagern verortet werden. Indem Rasse*-Ideologien und Rassismus vornehmlich extremistischen Gruppen zugeschrieben werden, werden die gesamtgesellschaftliche

23 Tatum schildert anschaulich die Schnittstellen und Unterschiede der Begriffe „Ethnie“ und „Rasse“*: „An ethnic group is a socially defined group based on cultural criteria, such as language, customs and shared history. An individual might identify as a member of an ethnic group (Irish or Italian, for example) but might not think of himself in racial terms (as White). Both racial and ethnic categories are socially constructed, and social definitions of these categories have changed over time. It is important, however, to acknowledge that ethnic identity and racial identity sometimes intersect“ (2014: 31).

Einflussmacht, die von ihnen ausgehen sowie der soziokulturelle Einfluss auf Individuen ignoriert (Arndt 2011: 37). Der Soziologe Zygmunt Bauman erklärt diese Tendenz im Umgang mit Rasse* folgendermaßen:

„The unspoken terror permeating our collective memory of the Holocaust (and more than contingently related to the overwhelming desire not to look the memory in its face) is the gnawing suspicion that the Holocaust could be more than an aberration, more than a deviation from an otherwise straight path of progress, more than a cancerous growth on the otherwise healthy body of the civilized society; that, in short, the Holocaust was not an antithesis of modern civilization and everything (or so we like to think) it stands for.“ (Baumann 1989: 7)

Indem der Gebrauch des Wortes Rasse* vermieden und rassistische Vorfälle als gesellschaftliche Ausnahmen abgetan werden, werden rassistische Phänomene von der Alltagswelt entkoppelt und die Wirkungsmacht des Begriffs niegtiert.

In Anlehnung an die Soziologin Abby L. Ferber möchte ich eine veränderte Herangehensweise an Rasse* postulieren: Erst wenn Rasse* und Rassismus nicht mehr als Ausnahmen oder Extremfälle angesehen werden, sondern als integrale Bestandteile kollektiven Lebensgemeinschaften und Identitäten, kann sich das Verständnis und Verhältnis zu Rassismus verändern. Wie Bauman spreche ich mich dafür aus, Rasse* und Rassismus nicht als zivilisatorische Ausnahmesituation zu verstehen, sondern als Weiterführung historisch gewachsener Prozesse, die eine zentrale, unsere Gesellschaftsform konstituierende Stütze bilden.

Bis zum heutigen Tag wird der Begriff weitestgehend aus dem alltäglichen Sprachgebrauch sowie aus wissenschaftlichen Kontexten in Deutschland verbannt. Der Widerwille, über Rasse* und Rassismus zu sprechen, wird dadurch erschwert, dass die Verwendung des Vokabulars sowohl im alltäglichen als auch im wissenschaftlichen Umfeld den Sprecher angreifbar macht. Daher ist es durchaus geläufig, den in Deutschland historisch belasteten Rasse*-Begriff mit dem englischen *race* zu ersetzen (Nünning 2004: „race“). Dieses Vorgehen deute ich als eine weitere Verweigerungsstrategie und verwende daher den Begriff Rasse* mit der bewussten Intention, ihn in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Diskurse zu rücken und eine Reflexion über den Begriff und seine gesellschaftliche Bedeutung anzustoßen. Obwohl – und gerade weil – in Deutschland eine starke Ablehnung stattfindet, ist es umso wichtiger, sich mit Rasse* auseinanderzusetzen. Ein kollektiver Nichtgebrauch des Wortes wird keineswegs dazu führen, dass rassistische Praxen verschwinden. Im Gegenteil, die Tabuisierung einer so wirkungsmächtigen Wissenskategorie wie dem der Rasse* vergrößert ungehindert die Wirkungsmacht von Rassismus (vgl. Arndt 2011).

Die mit dem Begriff Rasse* verbundenen Implikationen, die sich ebenso in Machtverhältnissen manifestieren wie in der Verteilung von Ressourcen und kollektiven Wertvorstellungen, sind nicht nur gesellschaftlich relevant, sondern auf grundlegende Weise strukturgebend und sinnstiftend für kollektive Gemeinschaften.

Rasse* hat damit sowohl tiefgreifenden Einfluss auf gesellschaftliche, kulturelle und politische Prozesse als auch auf Identitäten und Positionen. In diesem Sinne ist es laut Arndt nicht sinnvoll, das Wort Rasse* zu vermeiden oder abzuschaffen:

„Folglich ist es weder möglich, den Begriff ‚Rasse‘ einfach aus dem kollektiven Sprachgebrauch zu streichen, noch ihn mit dem Postulat zu verwenden, mensch meine ihn dann eben einfach nicht mehr wertend. Ebenso wenig hilfreich ist es, auf Ersatzdiskurse oder Ersatzbegriffe wie etwa ‚Ethnie‘ auszuweichen.“ (Arndt 2011:186)

Statt auf andere Begriffe auszuweichen, argumentiert Wollrad, dass *Rasse** mit seinen negativen Konnotationen besonders geeignet sei: „Das Wort ist böse, es sticht, es tut weh – kein anderes Zeichen, das besser passte“ (2005: 16). Entsprechend fordert der Literaturwissenschaftler Shankar Raman die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von *Rasse** aus postkolonialer Perspektive, um eine Reformulierung der Geschichte zu befördern (Raman 1995).

Die Verwendung des deutschen Wortes *Rasse** erfolgt in dieser Arbeit unter der Berücksichtigung verschiedener (nationaler) Kontexte. Es gibt unterschiedliche Verwendungen des Wortes, deren Legitimität infrage zu stellen ist – vor allem, wenn es sich um neonazistische oder rechtsradikale Kontexte handelt. Ich benutze den Begriff im Deutschen primär aus dem Grund, dass diese Arbeit in der deutschen Sprache verfasst ist. Darüber hinaus finde ich es problematisch, einerseits das Thema Rassismus in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Debatten rücken zu wollen und andererseits das Schweigen über das wirkungsmächtige Wort *Rasse** fortzuführen, indem ich auf ein sprachliches Ausweichmanöver zurückgreife. Daher fände ich, dass die Verwendung des englischen Worts *race*, die in der deutschen Amerikanistik durchaus üblich ist, in der vorliegenden Arbeit unangebracht und widersprüchlich wäre.

Darüber hinaus weise ich darauf hin, dass ich den Begriff stets in Bezug auf den US-amerikanischen Kontext verwende. Da sich der Untersuchungsgegenstand auf Kulturproduktionen der USA bezieht, führe ich im theoretischen Teil der Arbeit Begriffsdefinitionen aus US-amerikanischen Lexika an. Wann immer ich mich auf den deutschen oder europäischen Kontext beziehe, lege ich dies explizit dar.

Bei der Verwendung der Worte *Rasse** und *rassisch** bediene ich mich einer Schreibweise, die auf die Anglistin und Afrikanistin Susan Arndt zurückgeht. Mit einer differenzierten Schreibweise von *Rasse/rassisch** und einem bewussten Perspektivenwechsel innerhalb der Rassismusforschung eröffnet Arndt den Zugang zu den verschiedenen Ebenen, auf denen der Begriff wirksam ist. Arndt wiederum bezieht sich auf den *Racial Turn* des deutschen Literaturwissenschaftlers Shankar Raman, um den *Rassen**-Begriff als kritische Wissens- und Analysekatgorie nutzbar

zu machen.²⁴ Mithilfe des *Racial Turn* als einer dekonstruierenden Denkbewegung findet eine doppelte Bewegung weg von „Rasse“ als biologistischer Kategorie und hin zu *Rasse* als kritischer Analysekategorie statt. Die verschiedenen Schreibarten kennzeichnen die beiden semantischen Ebenen. Die erste Ebene des *Racial Turn*, die durch eine Schreibweise in Anführungsstrichen gekennzeichnet wird, symbolisiert „Rasse“ als biologistisches²⁵ Konstrukt und beruht auf der Tatsache, dass „Rasse“ nicht auf Menschen übertragbar ist. Die zweite Ebene des *Racial Turns* reagiert auf die Tatsache, dass biologistische „Rasse“-Konstruktionen trotz ihres fehlenden wissenschaftlichen Fundaments diskursiv und strukturell fortgeführt werden. So werde der Begriff auch außerhalb von rechtsradikalen Gruppierungen, beispielsweise in medizinischen Forschungen, Gesetzestexten, bibliothekarischen Schlagwortbegriffen oder lexikalischen Wörterbucheinträgen unkritisch tradiert:

„Der so gewendete Begriff von *Rasse* zeigt sich so befähigt, biologistische Konstruktionen und darauf aufbauende binäre Oppositionen (einschließlich ihrer Auswirkung auf gesellschaftliche Prozesse und Hegemonien) zu identifizieren und in Frage zu stellen sowie das diesbezüglich transportierte Wissen mit Hilfe postkolonialer Theorieansätze zu dekonstruieren und kritisch zu ergänzen.“ (Arndt 2011: 186)

Mit Susan Arndts Verwendung des *Racial Turn* findet durch die „Benennung des Entnannten“ eine Auflösung des terminologischen Dilemmas um *Rasse* statt. Im Folgenden wird diese methodologische Dekonstruktion fortgeführt, indem das Setzen von Anführungszeichen um den Begriff „Rasse“ die biologistische Kategorie bezeichnet, wohingegen der kursiv gesetzte *Rasse*-Begriff die kritische Wissens- und Analysekategorie kennzeichnet (Arndt 2009: 342).

24 Shankar Ramans *Racial Turn* bezeichnet eine doppelte Denkbewegung, d.h. „Rasse“ im biologistischen Sinne sowie *Rasse* im Sinne einer kritischen Analysekategorie. Susan Arndts Beitrag umfasst eine Differenzierung von Ramans Formel, indem sie einen „paradigmatischen Blickwechsel hin zu Weißsein als Subjekt von Rassialisierungsprozessen“ etabliert (Arndt 2011: 185).

25 Zu der Unterscheidung zwischen dem biologischen und biologistischen Begriff von „Rasse“ ist zu sagen, dass ersterer Begriff die tatsächliche biologische, auf Vorgänge und Beschaffenheit des Lebens basierende Bedeutung ausdrückt, während der zweite die ausschließliche Anwendung biologischer Gesichtspunkte auf andere Wissensgebiete, vor allem jedoch das Soziale, meint. Dabei muss sich vergegenwärtigt werden, dass die Zuschreibung von vermeintlich biologischen Ursachen und Kriterien als eine Form von Biologismus zu erachten ist, da es keine biologische Grundlage für „Rasse“ gibt. Im Folgenden findet eine ausführliche Entwicklungsgeschichte vom „Rasse“-Begriff zu *Rasse* statt, welche die Unterschiede verdeutlichen werden.

1.5.2 Allgemeine und spezifische Fragestellungen und Hypothesen

Vor diesem Hintergrund lassen sich übergeordnete und spezifische Fragestellungen für die vorliegende Studie ableiten:

- Welche Formen rassifizierter Darstellungen existieren in den ausgewählten Filmen? Was gilt in den zu untersuchenden Filmen als rassifizierte Andersheit und was als Norm?
- Wie werden die unterschiedlichen Figuren dargestellt und in welchem Verhältnis stehen sie zueinander? Inwiefern unterliegen die filmischen Figuren stereotypen oder klischeehaften Darstellungen?
- Was ist charakteristisch für das Verhältnis unterschiedlicher *rassischer* US-amerikanischer Bevölkerungsgruppen? Was sagt das über die Konstruktion von kollektiver Identität in den USA aus?
- Welche Erkenntnisse lassen sich aus der Verhandlung von rassifizierter Andersheit und Weißsein über die Konstitution von kollektiver Identität in den USA ableiten? Wie kommen die Themen, Formen und Aspekte von *Rasse* und Rassismus im Untersuchungsgegenstand zum Ausdruck? Wie werden *Rasse* und Rassismus thematisiert und filmisch umgesetzt? Welchen Mustern unterliegen diese Verhältnisse?

1.5.3 Aufbau der Arbeit

Nach dieser Einleitung findet eine ausführliche Diskussion aller nennenswerten Begriffe im theoretische Teil der Arbeit, Kapitel 2, statt, die für die Konstruktion von *rassischer* Identität relevant sind: *Rasse*, Rassismus, Ethnizität, *Whiteness*, *White Privilege*, *White Supremacy*, *Multiculturalist White Supremacy*, *Color-blindness*.

Der theoretische Teil ist in drei Abschnitte untergliedert. Den ersten Teil bildet die ausführliche Diskussion der Begriffe *Rasse*, Rassismus und Ethnizität. Konkret heißt dies, diese Konzeptualisierungen über Andersheit definitorisch zu verorten. Neben der Begriffsgeschichte, die die Entwicklung von der biologischen Sinnkomponente zu dem Verständnis eines sozialen Konstrukts nachzeichnet, werden die unterschiedlichen Bedeutungsebenen von *Rasse* präsentiert. Dabei sind vor allem die Diskrepanzen zwischen wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Verwendung von Relevanz, die schon innerhalb lexikalischer Definitionen augenscheinlich sind. Der relativ junge Begriff „Rassismus“ wird anhand unterschiedlicher Definitionen beleuchtet, die die Weite des Bedeutungsspektrums verdeutlichen. Das Definitionssystem nach dem Forschungszentrum *Race Forward* ist hierbei maßgeblich für weitere Be-

trachtungen. Des Weiteren findet eine eingehende Untersuchung des Ethnizitätsbegriffs statt. Durch die Abgrenzung zu *Rasse* stellt sich heraus, dass dieser sich als ungeeignet für die vorliegenden Forschungsfragen erweist. Abschließend wird die *Racial Formations Theory* nach Michael Omi und Howard Winant eingehend vorgestellt.

Der zweite Abschnitt des theoretischen Teils befasst sich mit der komplexen Begriffsbedeutung von *Whiteness*. Hier erfolgt die ausführliche Untersuchung von *Whiteness* sowie sinnverwandter Konzepte wie *White Privilege* und (*Multiculturalist*) *White Supremacy*. Auch dabei geht es darum, einen übergreifenden Abriss über die wichtigsten Theorien und Kommentatoren zu liefern. Ziel ist es nicht, einen weiteren Beitrag zur diskurstheoretischen Betrachtung zu leisten. Vielmehr verstehe ich den Gegenstand als so brisant und notwendig, dass für mich der Fokus darauf liegt, bestehende Erkenntnisse grundsätzlich und allgemein zugänglich zu machen.

Im dritten Abschnitt des Theorieteils werden die Verknüpfungen von *Rasse*, Rassismus und Film diskutiert. Hier steht die Reichweite und Wirkungsmacht *rassistischer* Darstellung im Film sowie ihre gesellschaftliche Bedeutung im Vordergrund. Nach einer Unterscheidung zwischen *rassistischen* und ethnischen Filmdarstellungen werden verschiedene Formen *rassistischer* Film-Stereotype vorgestellt, wie *Blackface*, die quotenhafte Besetzung nicht-weißer Charaktere sowie die Verbreitung nicht-weißer Film-Typen gegenüber filmischen Individuen. Große Aufmerksamkeit wird in diesem Abschnitt der stereotypenhaften Kriminalisierung und Pathologisierung nicht-weißer Bevölkerungsgruppen gewidmet. Dabei werden sozialwissenschaftliche und politische Fragestellungen hinzugezogen.

Im Analyseteil der Arbeit, Kapitel 3, finden ausführliche Untersuchungen der Filme *CRASH* (2004), *MONSTER'S BALL* (2002), *THE VISITOR* (2007) und *GRAN TORINO* (2008) statt. Im Vordergrund der einzelnen Analysen steht die Untersuchung rekurrenter Muster, die für die *rassistische* Verhandlung von kollektiver Identitätsstiftung in den USA von Bedeutung sein können. Hier wird der Fokus weniger auf film-ästhetische Mittel gelegt als auf inhaltliche. Im Vordergrund steht die Frage, was die Begegnung und Beziehung zwischen *rassistisch* Differenten auszeichnet. Es wird ermittelt, ob Weißsein als Norm kritisch hinterfragt wird oder als selbstverständlich angesehen wird. Schwerpunkte innerhalb der Filmanalysen sind die Figurenkonstellation, die Handlungs- und Bewegungsfreiheit der Figuren, ihre soziale Präsenz, das Daseins- und Existenzrecht (in anderen Worten: die Berechtigung, in den USA anwesend zu sein beziehungsweise zu leben), die Verursachung und Auflösung von Konflikten sowie die explizite Auseinandersetzung mit Rassismus in den Dialogen. Im Anschluss an die einzelnen Filmanalysen werden die Erkenntnisse komprimiert im Kapitel Analyseergebnisse zusammengeführt. Die Bedeutungen und Muster für vorherrschende Wertesysteme und Identitätskonzepte und USA-Bilder werden aus einer post-kolonialistischen Perspektive evaluiert.

Im Kapitel 4, dem abschließenden Fazit, werden die gesammelten Ergebnisse noch einmal den ursprünglichen Fragestellungen gegenübergestellt und erörtert, welche Bedeutungen sich hieraus für US-amerikanische Identitätskonstruktionen ableiten lassen.